

Weltsichten und Vergemeinschaftungsprozesse - eine Wahlverwandtschaft? Einige Überlegungen am Beispiel Ostdeutschlands

Karstein, Uta

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Karstein, U. (2006). Weltsichten und Vergemeinschaftungsprozesse - eine Wahlverwandtschaft? Einige Überlegungen am Beispiel Ostdeutschlands. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 2383-2393). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-143759>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Weltsichten und Vergemeinschaftungsprozesse – eine Wahlverwandtschaft? Einige Überlegungen am Beispiel Ostdeutschlands

Uta Karstein

Einleitung

Der folgende Beitrag steht im Zusammenhang mit einem aktuellen Dissertationsprojekt über den religiösen und weltanschaulichen Wandel in Ostdeutschland.¹ Darin werden Weltsichten als Ausdruck und Ergebnis von gesellschaftlichen Deutungskämpfen thematisiert und gefragt, auf welche Weise in der DDR tradierte religiöse Muster der Welt- und Selbstdeutung durch nicht-religiöse Weltsichten abgelöst und substituiert wurden. Anliegen ist es zu klären, inwiefern und auf welche Weise sich die Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche und der staatlich forcierte Säkularisierungsprozess in den Weltsichten von Individuen widerspiegeln und damit subjektive Relevanz erlangten. Erst in der Beantwortung dieser Frage wird meines Erachtens die heute festzustellende Nachhaltigkeit dieses Säkularisierungsprozesses erklärbar, denn Ostdeutschland gilt heute als eines der säkularsten Gebiete der Welt und auch neuere Untersuchungen deuten keine grundlegende Kehrtwende an (Schmidt/Wohlrab-Sahr 2003).

Im Folgenden wird es speziell darum gehen, wie sich zur Zeit der DDR die jeweiligen Muster der Welt- und Selbstdeutung in der Organisation der Alltagswelt ihrer jeweiligen Träger widerspiegeln. Auf diese Weise kommen sie nicht nur in ihrer Eigengestalt, sondern auch als Grundlage für Strategien der Vergemeinschaftung und Abgrenzung in den Blick.

In Bezug auf das religiös-weltanschauliche Feld in Ostdeutschland hat es in den letzten Jahren Untersuchungen auf unterschiedlichen Ebenen gegeben. Dazu gehört zum einen die Staat-Kirche-Forschung, deren Analysen sich mit wenigen Ausnahmen auf der institutionellen Ebene bewegen. Zu den kirchenpolitischen Standpunkten von Seiten des SED-Staates und den jeweiligen darauf bezogenen Leitlinien der Kirchen liegen mittlerweile detaillierte Untersuchungen vor, zum Teil differenziert für unterschiedliche Phasen (vgl. Dähn/Heise 2003). Dabei sind die

¹ Das Dissertationsvorhaben ist aus der Arbeit im DFG-Projekt »Religiöser und weltanschaulicher Wandel als Generationenwandel. Das Beispiel Ostdeutschland« (seit April 2003) unter der Leitung von Prof. Dr. Monika Wohlrab-Sahr hervorgegangen.

Einschätzungen über den Grad an kirchlicher Autonomie bzw. ihrer Verflechtung und Indienstnahme durch den Staat kontrovers (Dähn 2003). Ein weiterer Teil der Untersuchungen fragte vorrangig nach den verbliebenen Bindungen an die Kirche, nach den Chancen eines Wiedererstarkens von Religiosität nach der Wende und den Gründen für dessen Ausbleiben (u.a. Pollack/Pickel 2000). Dies geschah vorrangig im Rahmen von Bevölkerungsumfragen (Meulemann 1996) oder Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen (EKD 2003). Detaillierte Aussagen können darüber allerdings nur für die Zeit nach der Wende getroffen werden, da die Datenbasis für die Zeit der DDR unzuverlässig ist. Bei der Frage nach den Ursachen für den Bedeutungsrückgang von Religion und Kirchlichkeit konnte deswegen streng genommen immer nur indirekt – über den Verweis auf die staatliche Religionspolitik – argumentiert werden.

Vor diesem Hintergrund macht es Sinn, die bisherige Forschungspraxis um einen rekonstruktiv verfahrenen Zugang auf der Grundlage qualitativen Datenmaterials zu ergänzen und damit zugleich über die familiäre Ebene eine vernachlässigte Dimension des Säkularisierungsprozesses in den Blick zu bekommen. Denn bislang gibt es erst wenige Arbeiten, die sich konkret mit Prozessen religiös-weltanschaulicher Sozialisation in Ostdeutschland beschäftigen. Gerade wenn man aber die spannungsgeladenen Beziehungen zwischen der familiären Privatsphäre als Ort der religiös-weltanschaulichen Primärsozialisation und dem umfassenden Versuch der staatlichen Einflussnahme auf den Sozialisationsprozess und damit auf die Ausbildung von Weltansichten bei den Menschen in der DDR in Rechnung stellt, scheint die Untersuchung von innerfamiliären Prozessen der Tradierung, Transformation oder der Aufgabe religiös-weltanschaulicher Orientierungsmuster relevant.

Als Datengrundlage dienen familienbiografische Interviews mit ostdeutschen Familien. Während der Interviews waren idealerweise Vertreter dreier Generationen anwesend, so dass ein Zeitraum von 60–70 Jahren in den Blick kommt. Ein erster familiengeschichtlicher Teil des Interviews wurde ergänzt durch Nachfragen zu verschiedenen Phasen der ostdeutschen Geschichte und zu unterschiedlichen Lebensbereichen sowie durch Diskussionsfragen, über die sich die Familie auseinandersetzen sollte. Die Stärke dieses Materials stellt somit die Möglichkeit dar, Wandlungen von Welt- und Selbstdeutungen auf mikrosozialer Ebene zu rekonstruieren.

Weltsichten als Grundlage für Vergemeinschaftung und Abgrenzung

Bei der Frage, auf welche Weise Weltsichten als Grundlage für Strategien der Vergemeinschaftung und Abgrenzung in den Blick kommen, bietet sich die Anknüpfung an Milieutheorien an. Hier soll insbesondere auf das Milieukonzept von Rainer Maria Lepsius näher eingegangen werden, das der sozialhistorischen Milieuforschung zugrunde liegt. Seine Überlegungen entfaltete er erstmals in seinem Aufsatz *Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft*, in dem er Ende der sechziger Jahre über den Einfluss sozialmoralischer Milieus und der ihnen inhärenten Orientierungen und Werthaltungen auf die politischen Verhältnisse im Kaiserreich nachdachte. Ich will auf mögliche und bislang von der religionssoziologischen Forschung eher vernachlässigte Anknüpfungspunkte aufmerksam machen und zeigen, inwiefern sie auch für Untersuchungen unterhalb der Ebene ganzer Milieuformationen eine Anregung darstellen, in diesem Fall die familiale Ebene.

Nach den Gründen für die zwischen 1860 und 1930 auffallend stabilen Wahlergebnisse fragend, unterschied Lepsius in dem genannten Aufsatz zwischen einem katholischen, einem protestantisch-konservativem, einem protestantisch-liberalen und einem sozialistischen Milieu. Ihnen attestiert er über einen Zeitraum von wenigstens 60 Jahren eine beachtliche Stabilität sowie einen hohen Organisationsgrad. Aus diesen milieuhaften Zusammenhängen nun – so seine These – rekrutierten sich die Wählerschichten der entsprechenden Parteien. In dieser Konzeption stellten Milieus Gesinnungsgemeinschaften dar, für die die jeweilige Partei als verlängerter politischer Arm fungierte. Im Gegensatz zu der sonst üblichen Milieuforschung, die Milieus entlang der Dimensionen soziale Lage, moralische Werthaltungen und kulturell-ästhetische Präferenzen abzubilden versuchen, stützte sich Lepsius bei der Identifikation seiner Milieus maßgeblich auf die unterschiedlichen religiös-weltanschaulichen Bekenntnisse. Demgegenüber spielte bei ihm beispielsweise die Frage der Schichtzugehörigkeit bzw. sozialen Lage als Unterscheidungsmerkmal keine systematische Rolle.

Dass die soziologische Milieuforschung bislang Distanz gehalten hat zum Lepsius'schen Milieukonzept mag zum einen daran liegen, dass seine Untersuchung einer Fragestellung geschuldet war, die sich auf die konkrete historische Situation in Deutschland nach der Reichseinigung von 1871 bezog. Ihn interessierte die damalige Stabilität des deutschen Parteiensystems vor dem Hintergrund einer sich rasant wandelnden Gesellschaft. Die Konstruktion dieser vier sozialmoralischen Milieus stellte dabei nur eine Art Hilfsmittel für die Erklärung des eigentlich in Frage stehenden Phänomens dar. Da Lepsius außerdem selbst schon für Ende der

zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts die Auflösung der von ihm identifizierten Milieus konstatierte, schien es offenbar nicht mehr sinnvoll, an dieses Konzept anzuknüpfen. Vorbehalte gibt es aber noch von einer anderen Seite. So wird häufig darauf verwiesen, dass es sich bei den sozialmoralischen Milieus von Lepsius eher um politische Lager als um Milieus handelt. Michael Vester (2001) zufolge beziehen sich diese Lager nicht wie Milieus auf die alltägliche Lebensführung, sondern auf ideologische und politische Kämpfe und stellen Koalitionen aus bestimmten Fraktionen der Volksmilieus und Elitemilieus dar. Die im Gefolge der klassischen Ungleichheitstheorien konzipierten Milieus lassen sich auf diese Weise nicht eindeutig bestimmten Lagern zuordnen.

Dieser Vorwurf greift meiner Meinung nach allerdings zu kurz. Lepsius' sozialmoralische Milieus zeichnen sich durch mehr als ihr jeweiliges politisches Wahlverhalten aus. Ihnen sind spezifische Ordnungsvorstellungen und Deutungsmuster eigen, die sich nicht auf die Programme von Parteien reduzieren lassen, aber sehr wohl politisierbar sind und somit im Kampf um soziale Anerkennung politisch relevant werden können. Auf diesem Wege finden sie sich dann auch in Manifesten und parteipolitischen Grundsatzpapieren wieder – allerdings ohne mit ihnen identisch zu sein. Die Verengung auf die Frage des Einflusses von Milieus auf Wahlergebnisse ist durch Lepsius selbst nahe gelegt worden, da sich sein Interesse vorrangig auf die politischen Implikationen der Ordnungsvorstellungen und Deutungsmuster konzentrierte. Aber die zahlreichen, im Gefolge seiner Konzeption entstandenen Arbeiten zur Beschaffenheit einzelner Milieus haben gezeigt, dass sich in ihren Vorstellungen und Schemata vielmehr Ursache-Wirkungs-Modelle allgemeiner Art auszudrücken scheinen, Fragen nach Verantwortlichkeiten und Grenzen des Erreichbaren verhandelt werden, sich Rechtfertigungen für den eigenen Platz in der Welt finden lassen etc. Damit berühren sie im Kern traditionell religiöse Fragen, ohne sie jedoch in jedem Fall auch religiös zu beantworten. Vielmehr nehmen explizit religiöse Deutungsmuster in den jeweiligen Modellen der Welt- und Selbstdeutung einen je unterschiedlichen Platz ein. Das kann soweit gehen, dass sie gar keine Rolle mehr spielen.

Mir scheint, als seien diese – durch Lepsius selbst nicht systematisch verfolgten – Überlegungen vor allem an eine Religionssoziologie anschlussfähig, die sich nicht auf die Erforschung explizit religiöser Ordnungsvorstellungen und Deutungsmuster beschränkt, sondern auch deren »Erben« und Konkurrenten und die Konflikthaftigkeit des Verhältnisses von Vertretern verschiedener konkurrierender Modelle in den Blick zu bekommen versucht.²

² Für eine Charakterisierung eines solchen Ansatzes in Abgrenzung zu klassischen Säkularisierungstheorien vgl. Gorski 2003.

Ich will im Folgenden diese Modelle der Welt- und Selbstdeutung als *Weltsichten* bezeichnen und knüpfe damit an das Weltsichten-Konzept an, wie es für die letzte Studie der EKD entwickelt wurde. Mit diesem Konzept sollte die Identifikation und Vergleichbarkeit religiöser und nicht-religiöser Welt- und Selbstdeutungen möglich werden. Hier wird zwischen einer Ordnungs-, einer Grenz- und einer Zurechnungsdimension unterschieden, die sich als Analyseraster auf religiöse wie nicht-religiöse Konzepte anwenden lassen.³

Eine weitere Stärke der Milieuforschung im Anschluss an Lepsius scheint mir zu sein, dass sie einen Eindruck davon vermittelt, auf welche Weise sich Weltsichten im Alltag manifestieren können. Im Unterschied zu Max Weber, der die Relevanz religiöser Vorstellungen über die Welt und den eigenen Platz darin für die individuelle Lebensführung und das Wirtschaftshandeln betonte, stehen bei Lepsius die vielfältigen Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungsprozesse im Vordergrund, durch die sich die sozialmoralischen Milieus auszeichneten. Gerade für den von Lepsius untersuchten Zeitraum hatten sie ein erstaunliches – den Lebensweg des Einzelnen nicht selten völlig umspannendes – Ausmaß. Erinnert sei hier nur an die konfessionellen Schulen und das rege Vereinswesen, das Möglichkeiten der Weiterbildung genauso umfasste wie Sport- und Kulturangebote, berufsständische Verbände oder caritative Einrichtungen. Milieuhafte Verkehrs- und Umgangsformen schienen nun besonders da ausgeprägt, wo es sich um marginalisierte soziale Gruppen handelte. Für die Zeit des Kaiserreiches und der Weimarer Republik waren es das im Kulturkampf unterlegene katholische Milieu und das sozial-ökonomisch unterprivilegierte sozialistische Milieu. Beiden attestiert Lepsius besonders nachhaltige Schließungs- und Abschottungsbestrebungen.

Anhand von zwei Familien wird im Folgenden beispielhaft gezeigt, welche Formen dieses Verhältnis in der Zeit der DDR annehmen konnte bzw. angenommen hat. Aussagen über ganze Milieus lassen sich mit dem zugrunde liegenden Datenmaterial nicht machen, aber es erlaubt Einblicke in die konkrete Beschaffenheit von Weltsichten und in die Art und Weise, wie Familien ihre Sozial- bzw. Außenkontakte organisierten. Es erübrigt sich darauf hinzuweisen, dass ja gerade Familien einen wesentlichen Anteil an der Vermittlung milieuhafter Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata haben.

Bekanntermaßen gestaltete sich der sozialistische Gesellschaftsumbau gerade zu Beginn der DDR als ein mit Nachdruck betriebenes Unterfangen, bei dem es nicht zuletzt um die Nivellierung der noch vorhandenen sozialmoralischen Milieus, ihrer Überzeugungen und inneren Organisationsstrukturen ging (vgl. Bösch 2002;

3 In einem ersten Zugriff lassen sich Weltsichten anhand der Gegensatzpaare »Ordnung« vs. »Kontingenz«, »Immanenz« vs. »Transzendenz« sowie externe vs. interne Zurechnung unterscheiden. Für eine ausführliche Beschreibung dieser Dimensionen siehe EKD 2003.

Vester/Hofmann/Zierke 1995). Damit sollte der Weltanschauungskampf, der durch sie symbolisiert wurde, ein für alle mal entschieden werden. Die Analyse der Familieninterviews müsste demnach interessante Aufschlüsse darüber liefern, ob die DDR in diesem Weltanschauungskampf erfolgreich war und inwiefern es ihr gelang, gemeinschaftsstiftende Zusammenhänge zu induzieren, die alte Milieugrenzen durchkreuzten und obsolet werden ließen.

Exemplarische Falldarstellung

Die hier vorgestellten Familien stammen ihrer Herkunft nach aus einem der beiden ehemals marginalisierten Milieus, also dem sozialistischen und dem katholischen. Biografische Eckdaten und innerfamiliäre Differenzen werden in den Ausführungen nicht weiter berücksichtigt. Der Schwerpunkt liegt vielmehr auf der Darstellung des Konsenses.

1. Familie: Humanistische Utopie und die Suche nach dem großen Kollektiv

Weltsicht

Ordnung (als eine wesentliche Dimension von Weltsichten) wird in dieser Familie als etwas verhandelt, das nicht prinzipiell gegeben ist, sondern hergestellt und erhalten werden muss. Dabei kommt es vor allem auf die Beschaffenheit der jeweiligen Gesellschaft und das Engagement der ihr angehörenden Individuen an, wobei dem Staat als rahmengebendem Akteur eine besondere Rolle zugesprochen wird – er hat für ausgleichende Gerechtigkeit zu sorgen und durch entsprechende Gesellschaftsstrukturen das Gute im Menschen zu fördern. Ein solcher Rahmen scheint für die gegenwärtige Gesellschaft nicht mehr gegeben, daher wird das Interview auch in vielen Passagen durch ein Kulturverfalls- bzw. Werteverfallsmotiv bestimmt. Der Einzelne selbst ist jedoch auch angehalten, das Seinige für eine gute Gesellschaft zu tun. Damit korrespondiert eine konsequent altruistische moralische Perspektive; Egoismus und auf reines Nutzenkalkül reduzierte Sozialbeziehungen werden vehement abgelehnt. Eindeutig positiv konnotiert ist demgegenüber die Integration des Einzelnen in eine intakte Gemeinschaft, dabei stellt sich auch die Gesellschaft im Ideal als eine große Gemeinschaft dar. Besonders effektiv scheint das Engagement für eine bessere Zukunft da, wo es um die eigene Arbeitsleistung geht. In der sinnvollen Tätigkeit mischen sich Selbstverwirklichung, soziale Anerkennung und die Sicherheit, einen Beitrag zum großen Ganzen zu leisten.

Charakteristisch ist bei alldem eine konsequent immanente Perspektive. Eine Bezugnahme auf eine außerweltliche Kraft ist nicht relevant. Die anzugehenden Probleme gibt es hier und jetzt, an ihnen muss zuallererst angesetzt werden. Wenn beispielsweise die Frage, was nach dem Tod kommt, überhaupt von Interesse ist, dann als Druckmittel für die Gestaltung des Hier und Jetzt: »wenn die Kapitalisten wüssten, dass sie durch ein gutes Leben in den Himmel kommen, würden sie zu Lebzeiten abgeben und teilen«.

Es scheint im vorliegenden Fall einiges dafür zu sprechen, die Vorstellung von einer »besseren Zukunft«, in der alle Menschen gleich, der Zusammenhalt groß und das Machtverhältnis ausgewogen ist, mit dem Luckmann'schen Begriff der »mittleren Transzendenz« zu belegen.

Modi der Vergemeinschaftung

Bei dieser Familie nehmen Kollektive und Gemeinschaften, an denen sie partizipieren und innerhalb derer sie sich engagieren, einen großen Stellenwert ein. So wird auf die vielfältigen Aktivitäten verwiesen, zu denen es im Rahmen betrieblicher Kollektive kommt, seien es die privaten Feiern im Anschluss an die Kundgebungen am 1. Mai oder die Ausflüge mit den (Ehe-)Frauen zum Internationalen Frauentag – beides wird bis heute aufrechterhalten und als Tradition gepflegt. Betont wird bei alldem die Authentizität der erlebten und gelebten Gemeinschaftlichkeit jenseits der behaupteten Zwänge und des unterstellten Inszenierungscharakters: »Uns musste man das Feiern nicht befehlen.« Da sich dies nie jenseits der offiziellen Angebote abspielte, scheint das Passungsverhältnis zwischen den lebensweltlichen Orientierungen und Bedürfnissen und den staatlichen Angeboten groß.

Paradigmatisch scheint sich die Weltsicht im Verhältnis zum Sport widerzuspiegeln, der in der Familie eine große und vielschichtige Rolle spielt. Rückblickend steht der Sport symbolisch für den allgemeinen Aufschwung und den Optimismus, der nach dem Krieg zu spüren war. Neben einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung stellte er vor allem innerhalb des ländlichen Herkunftsmilieus des Vaters einen Modus der Integration über frühere soziale und weltanschauliche Differenzen hinweg dar. Dies scheint auch später ein wichtiges Motiv, beispielsweise bei der sportlichen Kinder- und Jugendförderung, für die sich der Vater engagiert, oder bei den umfangreichen Vorbereitungen für die Leipziger Turn- und Sportfeste, wo Laien »auftrainiert« wurden für die großen Schauen und damit über Wochen »weg waren von der Straße«. Diese Feste, bei denen Laien eine höchst professionelle Show lieferten, erzeugen eine Atmosphäre, die von der Familie als »emotional extrem aufwärmend« empfunden wurde. Sport wird mit Solidarität und gegenseitiger Verantwortung assoziiert, gleichzeitig wird eine Opferbereitschaft ausgebildet, die über die Gruppe und den Einzelnen hinausweist: »Wir haben damals für Ort und Ehre

gespielt.« Diese frühe Motivation kann später mühelos auf den Staat verlängert werden und vermag einen verbindlichen (und während des Interviews deutlich zutage tretenden) Patriotismus zu erzeugen. Die ursprüngliche Gemeinschaftserfahrung wird vom Staat geschickt aufgegriffen und auf andere Bereiche ausgedehnt. Seine Förderpraxis und Kaderpolitik setzte genau an diesem Punkt an und erzeugte so stabile Bindungen, dass die starke Sympathie für das sozialistische Gesellschaftsprojekt auch angesichts persönlicher Enttäuschungen in der DDR-Zeit über das Ende der DDR hinaus bestehen bleibt.

2. Familie: Katholische Verantwortungsethik und die Alltagswelt als Zwiebelmodell

Weltsicht

Ordnung wird in dieser Familie auch auf gesellschaftlicher Ebene verhandelt, wobei hier die Trennung zwischen »System« und »Lebenswelt« charakteristisch ist – im Gegensatz zur ersten Familie, die diese Trennung nicht kannte. Diese Grenze zwischen System und Lebenswelt ist jedoch nicht absolut, sondern unterliegt der fallweisen Verschiebung und ist durch ihre – verantwortungsethisch begründete – phasenweise Durchlässigkeit gekennzeichnet.

Die Konzentration des eigenen Tuns liegt in der Hauptsache auf der Gestaltung des eigenen Lebensumfeldes, nicht ohne dabei auch positive Impulse ins gesellschaftliche Umfeld geben zu wollen, aber das steht zunächst nicht im Vordergrund. Es geht nicht um das große Ganze, sondern um das kleine Konkret-Alltägliche. Das System kommt da in den Blick, wo es die Lebenswelt und die dafür beanspruchte Verfügungsgewalt in Frage stellt, was zu DDR-Zeiten jedoch der Fall war. Im Extremfall – der bei der Familie allerdings nicht vorliegt – geht mit einer solchen Haltung eine gewisse Immunität gegenüber der konkreten gesellschaftlichen Ordnung einher: Sie kann sein wie sie will, solange die Autonomie der eigenen Lebenswelt gewährleistet bleibt.

Bei den Bemühungen, das eigene Lebensumfeld zu gestalten und vor staatlicher Einflussnahme zu schützen, griff man vor allem auf die Ressourcen der katholischen Kirche zurück. Diese Zugehörigkeit (»quasi-Parteimitgliedschaft«) wird hier nicht als eine Kampfansage aufgefasst: »man rannte nicht mit der Kirchenfahne vorneweg«. Für die Familie stellte die Kirche viel eher einen geschützten, entpolitisierten Binnenraum dar. Ganz im Gegensatz zu evangelischen »Jungen Gemeinden« – diese waren in ihren Augen viel »anfälliger« für staatliche Restriktionen. Es herrscht das handlungsleitende Motiv vor: »Das was das eigentliche Leben ausmacht, da engagieren wir uns.« (Familie, Schulleben der Kinder, Freunde) Auf diese Weise bricht der Kontakt zur realsozialistischen Umwelt nie ab und die Familie hat

trotz ihrer Zugehörigkeit zur katholischen Kirche eine relativ gefestigte Position in der Gesellschaft – sie stellen »voll integrierte Außenseiter« dar.

Traditionelle religiöse Welt- und Selbstdeutungen finden sich nicht. Es wird auf keine transzendente Größe Bezug genommen. Vielmehr scheint bei traditionell religiösen Fragen wie der nach dem Tod eine vermischte Bezugnahme auf religiöse und szientistisch-atheistische Figuren vorherrschend. Die sowohl szientistisch wie auch religiös anschlussfähige Kompromissformel in der Familie ist die eines »Energiehäufchens«, das bleibt.

Modi der Vergemeinschaftung

Die Mitgliedschaft in der katholischen Kirche stellte in der DDR von vornherein etwas Diskreditiertes dar, da es sich um das Bekenntnis zu einem Glauben handelte, den man als prinzipiell überwunden betrachtete. Die Stellung der Familie war damit tendenziell prekär, da sie nicht dem sozialistischen Ideal entsprach. Hier gewann die Unterscheidung der Außenkontakte der Familie in vertrauenswürdige und nicht vertrauenswürdige Beziehungen an Bedeutung. Entlang dieser Unterscheidung liefen weitestgehend ihre Vergemeinschaftungs- und Abgrenzungsaktivitäten. Die Kirche als ein behüteter Raum entsprach diesem Anspruch auf verlässliche Kommunikation in weitem Maße. Dabei hatte die Gemeinde die Funktion einer Kontaktbörse und eines Informationspools, beispielsweise bei der Suche nach einem Kindermädchen.

Eine über lange Jahre hochgradig verbindliche Vergemeinschaftung ist der »Familienkreis«. Er stellt einen bewusst initiierten Zusammenschluss unter dem Gesichtspunkt eines ähnlichen bildungsbürgerlichen Hintergrundes dar. Zwar waren die religiösen Wurzeln der Mitglieder auch katholisch – die Kontakte stammen alle aus der Zeit der Mitgliedschaft der Eltern in der katholischen Studentengemeinde –, aber darüber hinaus war der Zusammenhalt über ein ähnliches Interesse an Politik und Literatur sowie der Lust an einer aufwendigen Freizeitgestaltung ausschlaggebend. Dies galt vor allem mit Blick auf die Kinder, womit der Familienkreis zu einer zusätzlichen Sozialisationsinstanz wird. Neben diversen Aktivitäten für die Kinder waren die regelmäßigen gemeinsamen Fahrten gefüllt mit Diskussionen über neue Bücher und aktuelle politische Ereignisse – weniger mit Bibelarbeit.

Auf diese Weise präsentieren sich die sozialen Bezüge der Familie als eine Art Zwiebelmuster mit nach außen abnehmender Relevanz und Vertrauenswürdigkeit. Im Zentrum steht die Kernfamilie, darüber hinaus gibt es den Familienkreis, die Gemeinde etc. Das Außen stellen Politik und staatliche Instanzen dar – die Kontakte mit ihnen sucht man nach Möglichkeit auf ein Minimum zu reduzieren.

Schluss

Diese beiden Fallbeispiele können einen ersten Eindruck davon vermitteln, auf welche Weise Familien mit unterschiedlichen Weltansichten unter den spezifischen Bedingungen der DDR ihre sozialen Bezüge organisierten. Es zeigt sich in beiden Fällen, dass Weltansichten ihrer Bestätigung und Manifestation im Alltag bedürfen, um überhaupt wirkungsmächtig und damit relevant werden zu können. Zugleich spiegelt sich in den Bahnen, in denen sich die Vergemeinschaftungs- und Abgrenzungsprozesse bewegen, auch die Spezifik der jeweiligen Weltansicht selbst wider. Stellvertretend sei dafür nur kurz noch einmal auf das unterschiedliche Verhältnis von Individuum und Gesellschaft verwiesen, durch das sich die beiden Familien auszeichnen: Während bei der katholischen Familie der Einzelne eingebettet in eine Lebenswelt gedacht wird, die sorgfältig vom System getrennt bestehen sollte, wird in der anderen eine solche Trennung geradezu negiert, da eine weitgehende Vergesellschaftung des Einzelnen in die bestehenden staatlichen Strukturen – und damit das Aufgehen in einem großen Kollektiv – als Ideal angesehen wird. Dementsprechend verlief auch ihre Vergemeinschaftungspraxis in den offiziell protegierten Formen und Angeboten. Die Katholiken schafften sich demgegenüber mit ihren spezifisch katholischen Sozialkontakten eine Art Nische, um sich von eben diesen offiziellen Strukturen zu distanzieren. Man kann also mit einiger Berechtigung von einer Wahlverwandtschaft zwischen Weltansichten und den Formen der Vergemeinschaftung und Abgrenzung sprechen.

Nicht zuletzt geben diese Familien damit Hinweise auf das unterschiedliche Schicksal der beiden – ehemals gleichermaßen marginalisierten – sozialmoralischen Milieus in der DDR.

Literatur

- Bösch, Frank (2002), *Das konservative Milieu. Vereinskultur und lokale Sammlungspolitik in ost- und westdeutschen Regionen (1900–1960)*, Göttingen.
- Dähn, Horst (2003), »Die Kirchen in der SBZ (1945–1989)«, in: Eppelmann, Rainer/Faulenbach, Bernd/Mählert, Ulrich (Hg.), *Bilanz und Perspektiven der DDR-Forschung*, Paderborn, S. 205–216.
- Dähn, Horst/Heise, Joachim (2003), *Staat und Kirche in der DDR. Zum Stand der zeitgeschichtlichen und sozialwissenschaftlichen Forschung*, Frankfurt a.M.
- Gorski, Philip S. (2003), »Historicizing the Secularisation Debate. An Agenda for Research«, in: Dillon, Michele (Hg.), *Handbook of the Sociology of Religion*, Cambridge, S. 110–122.
- Kirchenamt der EKD (2003), *Weltansichten, Kirchenbindung, Lebensstile. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Hannover.

- Lepsius, Rainer M. (1973), »Parteiensystem und Sozialstruktur. Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft«, in: Ritter, Gerhard A. (Hg.), *Deutsche Parteien vor 1918*, Köln, S. 57–80.
- Luckmann, Thomas (1991), *Die unsichtbare Religion*, Frankfurt a.M.
- Meulemann, Heiner (1996), *Werte und Wertewandel. Zur Identität einer geteilten und wieder vereinten Nation*, Weinheim
- Pollack, Detlef/Pickel, Gerd (Hg.) (2000), *Religiöser und kirchlicher Wandel in Ostdeutschland 1989–1999*, Opladen.
- Schmidt, Thomas/Wohrab-Sahr, Monika (2003), »Still the Most Areligious Part of the World: Developments in the Religious Field in Eastern Germany since 1990«, *International Journal of Practical Theology*, Jg. 7, H. 1, S. 86–100.
- Storch, Kersten (2003), »Konfessionslosigkeit in Ostdeutschland«, in: Gärtner, Christel/Pollack, Detlef/Wohrab-Sahr, Monika (Hg.), *Atheismus und religiöse Indifferenz*, Opladen, S. 231–246.
- Vester, Michael (2001), *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*, Frankfurt a.M.
- Vester, Michael/Hoffmann, Michael/Zierke, Irene (1995), *Soziale Milieus in Ostdeutschland. Gesellschaftliche Strukturen zwischen Zerfall und Neubildung*, Köln.